

Laudatio für Andreas Okopenko

Sehr geehrter Andreas Okopenko,
Sie sind mir völlig unbekannt, ich meine: persönlich. Zugleich sind Sie aber ein „Bekannter“, nämlich ein bekannter Dichter. Also bin vielmehr ich Ihnen völlig unbekannt, während wiederum ich Sie als Schriftsteller, nämlich als öffentliche Person, kenne. Paradoxaerweise sind Sie als Autor also unpersönlich bekannt. Das ist ein kuriose Verhältnis, wie Sie selbst zugeben mußten: „ich gebe zu daß ich eine ungewohnte Bekanntschaft bin“, zitiere ich Sie, und zwar wortwörtlich, aus einem Ihrer Gedichte. Es heißt: „Der Einige-Gassen-Gang“. Dort machen Sie, zweimal sogar, noch ein weitergehendes Geständnis:

Ich gebe zu daß ich eine unheimliche Bekanntschaft bin

Ein wenig unheimlich kann es schon werden, das Verhältnis zwischen Dichter und Leser. Unbekannte Personen – die Autoren – haben uns – dem Publikum – Sätze überlassen, mit denen wir uns bekannt machen, aus denen wir uns Bekannte machen. Aber was sollen wir uns von einem Bekannten denken, der, beispielsweise, immer mal wieder heftig regnet? Oder der, ausgerechnet, „In eigener Sache“ von sich behauptet, er sei „der Bär, der Haferbrei über alles verabscheut“? Nun sind wir Leser ohnehin schon großzügig und bereit, poetische Lizenzen fürs dichterische Ich zu vergeben. Ich nehme also an, hier stelle sich jemand als surreales Ego vor, und zwar hundertprozentig. Sofort antworten Sie mir schroff, als strenger Realist:

Stop, Ihr geschätzter Überschlag stimmt nicht, Sie haben die zwei Prozent unterdrückt. Zwei Prozent sind viel. Sie sind n Gauner. Gezeichnet AOK.

So etwas unterzeichnen Sie also wieder persönlich. Und so reden Sie mit Lesern, die Sie für einen guten Bekannten halten.

Es ist in der Tat eine kuriose Bekanntschaft, die zwischen Dichter und Leser. Da entsteht nach und nach eine Vertrautheit mit Ihren Sätzen und Versen; von dieser Intimität haben wiederum Sie keine Ahnung. Ich selbst weiß zum Beispiel noch, wann ich Sie das erstmal hörte. Das war vor über zwanzig Jahren. Sie hielten einen Vortrag, der hieß: Ratschläge für junge Schriftsteller. Einer dieser Ratschläge lautete: Der Wust ist dein Feind. Mit diesen fünf Worten hatten Sie ein Wesen von furchtbarer Lebendigkeit geschaffen. Man konnte sich den Wust auf dem Schreibtisch hockend vorstellen, als boshafte aufgeplusterte Unke, als dämonisch anwachsenden Unhold. Auf unheimliche Weise wurde der Satz für mich in all den vergangenen Jahren täglich wahrer. Sie haben mir eine lebensbegleitende Feind-Figur poetisch gezeigt und benannt. Daß ich den Wust selten besiegen, in der Regel nichts gegen ihn tun kann, ist nicht Ihre Schuld.

Von solcher Wirkung können Sie also nichts wissen, die Nähe zu Ihrem Satz bleibt meine Sache, Sie stellten sich mir nicht vor. Aber während Sie davon nichts ahnen, habe ich mir den Urheber dieses Satzes selbst vorgestellt. Wir Leser nämlich wollen den kennen, der uns schreibt. Autoren werden, zu ihrem Leidwesen, einem biographischen Bedürfnis ausgesetzt, jener unbezweifelbaren „Bereitschaft des Hörers und Lesers, in dem, was er hört und liest, einen Menschen wiederzufinden: um ihn zu lieben, um sich an ihn zu halten, um ihn haftbar zu machen, um ihn zu ruinieren“ (Heinrich Bosse). Und so suchen wir uns einen Okopenko

aus und zusammen, wir versuchen ein Ich aus Ihren Versen zu komponieren, was sich grotesk ausnimmt, denn: „ich grüne den nachmittag“, sagt das Ich ungerührt, oder:

Ich werde aus grünen Gurken ein Feuerwerk zünden

Das Ich läßt sich als einzelnes, als „solus ipse“ nicht fixieren: „Ich liebe euch“, sagt es hohnlächelnd, „ihr Menschen in mir“. Es verkleidet sich, sogar mythisch, als Cassandra, als Medea, um zu zeigen, daß es in Zeit und Raum nicht zu Hause, nicht zu finden ist: „Ich hab mir diese Zeit nicht ausgesucht“, sagt Ihre Cassandra, und Ihre Medea sagt:

Ich habe alles versucht; ich wollte einheimisch werden. [...] Ich blieb ergebnislos

So gewarnt, wollen wir aber immer noch wissen, wer „Ich“ ist, wer Sie sind – und wer Sie als Autor sind. Dabei entschwinden Sie uns fortwährend und sternschnuppenhaft. Auch was ein Autor als solcher sei, und ob er überhaupt sei, ist nicht sicher, und zwar nicht erst seit gestern. In der Antike hat Dichtung kein Ich als Autor, denn in ihr spricht Gott. In der Postmoderne hat Dichtung kein Ich als Autor, denn in ihr spricht die Sprache. Oder ein Text vor jedem Autor. Und dieser hat immer schon von uns Abschied genommen, spätestens seit der chinesischen Künstlerlegende, die Walter Benjamin weitererzählt: von dem alten Maler, der sein neues Bild seinen Freunden präsentiert und dann im Bild, in der gemalten Tür verschwindet. „Ein Bekannter“, sagt wiederum Klopstock, „ist nun so einer, den man sehen und nicht sehen kann“, ein Anwesend-Abwesender also; so ist der Dichter: präsent im Verschwinden.

Wir Leser blicken diesem Verschwinden wohl immer noch traurig nach. Umso mehr, als uns Osip Mandelstam einmal hat wissen lassen, daß der Dichter Distanz zu uns will; Schreiben heiße eine Trennung schaffen. „Die Luft des Verses“, so Mandelstam, „ist das Unerwartete. Wenn wir uns an Bekanntes wenden, können wir nur Bekanntes sagen.“ In die Bekanntschaft zwischen uns und seinen Sätzen mischt sich der Dichter daher nicht mehr ein. Wenn uns doch eine Botschaft erreicht, als „Flaschenpost“, wie Mandelstam sagt, dann hat sie der Autor ja längst im Doppelsinn „aufgegeben“: Wann, wie und mit welcher Wirkung sie wen erreicht, kann er nicht wissen. Den „IDEALEN LESER“ halten Sie, Andreas Okopenko, wie Sie seinerzeit schrieben, für „prinzipiell möglich“; ebenso prinzipiell bleibt er der UNBEKANNTE.

Unbekannt – trotz öffentlicher Kritik und offiziellen Ehrungen – ist Ihnen, Andreas Okopenko, daher die Bekanntschaft Ihrer Gedichte mit den meisten Lesern und: welche Freude die an ihnen haben. Sie wissen wenig von dem leichten Schock, den wir empfinden, wenn Sie uns stumme Momente völlig unerwartet sagbar machen, im Jahr und im Leben, als „kindermärz“ und „obstblütenhalbseide“ und „kastanienkrise“. Sie können die Faszination nicht kennen, die das Wetterleuchten Ihrer Spracheinfälle erzeugt, und nicht das unbändige Vergnügen an dem wunderbaren Witz Ihrer Spleengesänge und Lockergedichte, der großen Moritaten und der brillanten Chansons, der bizarren Nonsensverse und der verblüffenden Schüttelreime. Wir bestaunen – was Sie nicht wissen – die Reichweite, den Reichtum Ihrer Gedichte, die landschaftlich sind und zugleich ungeheuer kosmopolitisch, behutsam und blitzartig, vorlaut und weise. Sie haben uns belehrt und erheitert auch in einer ganz schweren Kunst, der Parodie. Zu den von Ihnen Parodierten zählt – *horribile dictu* – auch Georg Trakl. Ihre Parodie ist aber eine so mühelose mimicry, daß sie genaue kritische Kenntnis verrät und wohl auch die radikale, aber notwendige Gegenwehr gegen einen ursprünglich besonders

Einflußreichen. Denn Ihre frühen Gedichte malen die Trakl- Palette und üben mit ihr, bevor Sie den Himmel erbsenblau sein lassen und das Gras himmelgrün und Ihr eigenes Spektrum erfinden. Aber Trakl *haben* Sie gekannt, wie viele andere Autoren, deren Stimmen wir in Ihren Gedichten mithören. Ihre Bekanntschaft hat uns voraus, daß Sie Ihren guten Bekannten lyrisch antworten können und so noch einmal das Verschwindende herbeizaubern: den Dialog zwischen Autor und Leser.

Wir Leser, als meistens stummes Publikum, müssen uns mit dem Dichter-Paradox des unbekanntem, „unheimlichen, Bekannten wohl abfinden. Das ist aber kein Anlaß zur Trübsal. Denn mit einer Annahme über Ihre Leser, verehrter Andreas Okopenko, hatten Sie nicht recht, ich zitiere Sie:

*Ich bin der einzige Dichter von allen,
dem Okopenko-Gedichte gefallen.
Wie lang, wenn ich denk,
daß ich schon okopenk,
da kann ich nur ehrfürchtig lallen.*

Andreas Okopenko, die meisten der hier Anwesenden sind wie ich keine Dichter, aber uns gefallen Ihre Gedichte, wir kennen sie, und wir kennen Sie als Autor. Sie sind als Dichter so bekannt, daß die Salzburger Landeskulturabteilung dachte, sie habe Ihnen den *Trakl-Preis* schon längst verliehen. Nun wird es aber Zeit. Ich gratuliere sehr herzlich.

Konstanze Fliedl, Salz, Heft 107, 2002